

Erich Kästner

Der Herr aus Glas
Erzählungen

Herausgegeben von Sven Hanschek

((unredigierte Leseprobe))

Atrium Verlag · Zürich

Der Herr aus Glas

Man kann dem Schicksal den Vorwurf nicht ersparen, daß es an Jarosmin ein Unrecht beging, als es ihn zu einem Menschen machte. Statt ihn als liebenswürdige Episodenfigur unauffälligen Schrittes und mit leicht vornüber geneigtem Oberkörper durch die fünfhundertsechzig Seiten eines beinahe sentimental, aber gefahrlosen Romans wandeln zu lassen.

Nun müssen wir allerdings zur Entschuldigung des Schicksals bemerken, daß es dieses Unrecht, wenn auch zu spät, empfunden haben mochte und dadurch zu lindern strebte, daß es ihm mildere Umstände bewilligte: Jarosmins Vater war wohlhabend und verständig genug, den zarten Sohn nicht wie eine Flintenkugel in die Welt hinauszuschießen, ihn sich selbst und den unerbittlichen Fallgesetzen des Lebens überlassend. Sondern, wenn Jarosmin auf Reisen ging, wurde er auch in den fernsten Städten von des Vaters Freunden in Empfang genommen wie eine sehr zerbrechliche, kostbare Vase. Nur so konnte es geschehen, daß er unbeschädigt ein Alter erreichte, in dem man immerhin den Versuch wagen konnte, ihm das Leben auch einmal anders als durch schützende Fensterscheiben vorzustellen.

Man erließ ihm den lästigen Zwang, aus einem Beruf sein Leben und aus dem Leben einen Beruf zu machen; schickte ihn in eine nicht allzu abgelegene Stadt, wo er Studien treiben und wo er das Leben kennenlernen mochte, soweit es ihm genehm und gemäß war.

Der Versuch gelang wider Erwarten gut; denn man hatte ihn dem Leben so lange fernzuhalten verstanden, daß er es wohl nie mehr ganz erreichen konnte, auch wenn er dies mit Inbrunst ersehnt hätte. Aber, ersehnte er es überhaupt? Er war ein Mensch – wenn wir ihn schon so bezeichnen wollen –, der die Welt nicht sah, wie sie ist, sondern wie er sie zu sehen gewohnt und gesonnen war. Und das bedeutet: er sah die Welt, wie sie *nicht* ist.

Wenn er etwa durch einen perlgrauen, verlorenen Abend am Meer spazierte, ahnte er nicht von dem schmerzhaft aufleuchtenden Blau des Himmels, das nun erloschen war, und nichts von der gestaltlosen Unendlichkeit des Wassers, die sich quälend erschloß; nichts von dem Schrei der Leidenschaften hinter verhangen blinden Fenstern, und nichts von dem Schicksal weit draußen untergehender Schiffe. – Es wurde ihm der herbe Geruch gepflügten Ackers und die laue Luft später Sommergärten zu anmutigen Parfüms. Und so erschienen ihm die Menschen wie gutmütige Marionetten, die Leidenschaften wie ein langweiliges Spiel und die Welt wie eine schlecht erfundene Idylle.

Es soll nicht unsere Aufgabe sein, den Gründen nachzugehen, die ihn zum Trugschluß führten, daß er wohl ein Dichter sei. Ob nur schlechte Bücher, das heißt: Bücher ohne Leidenschaften, oder auch schlechte Menschen außer ihm die Schuld daran trugen – genug, er verstand sich darauf, kleine Bücher zu schreiben, deren Herstellung ihm durch Kenntnis vorbildlicher Schriftsteller und durch Unkenntnis des Lebens sehr leicht von der Hand ging. Den geheimnisvollen Ernst des Lebens bedachte er darin mit lächelnder Ironie; aber sein Lächeln und seine Ironie nahm er geheimnisvoll ernst ... Er fand Beifall; denn er lebte in Kreisen, deren Glieder sich durch gegenseitige Bewunderung aufrechterhielten, und bei denen der Weihrauch billig war.

Da kam die Erschütterung. – In einem der Zirkel, in denen er, dank seiner äußeren und inneren Gepflegtheit, gern empfangen und gelitten wurde, lernte er eine Frau kennen. Und es konnte geschehen, daß er einer inneren Stimme, die ihn untrüglich vor Menschen warnte, deren Wesen ihn verwirren und deren Kraft ihn zerstören konnte, das erste Mal die Gefolgschaft versagte. – Sie war nicht schöner als andere Frauen, die er vor ihr gekannt und geliebt hatte. Und sie war kaum klüger als jene. Aber hinter diesen unauffälligen Eigenschaften glomm eine Leidenschaftlichkeit, wie er sie noch nie erfahren hatte.

Zunächst ging es wohl den herkömmlichen Weg. Sie besuchten gemeinsam Theater, Konzerte, Geschäftshäuser und Zirkel. Aber allmählich löste sie ihn heraus, aus diesem Leben, das ihr allzu wohltemperiert erschien. – Sie gingen auf Reisen. Sie zerrte ihn durch den tollen Trubel ferner Städte. Und einmal wohnten sie wochenlang in einem einsamen Hause am Ufer eines kleinen abseitigen Sees. – Er folgte ihr widerwillig. Aber - er folgte ihr ... Noch versuchte er hier und da Verse und Geschichten aufzuschreiben. Aber er begann die Unwahrheit seines Treibens zu empfinden ... Und als sie ihm eines Abends das Papier, das er sorgfältig beschrieb, aus den Händen riß und ihm ins Gesicht schrie, er sollte nicht länger solche wollenen Umschlagtücher für seine zarte Seele stricken – da legte er die Feder mit einer Bewegung fort, als wolle er sie nie wieder in die Hand nehmen. Es war, als hätte sie ihm seine dichterischen Adern durchschnitten. Je mehr er ihr Geschöpf wurde, um so mehr wuchs in ihr etwas empor wie Haß, der sie immer heftiger dazu antrieb, ihm eine Spannkraft und eine Lebensfreude zuzumuten, die er niemals besessen hatte, und die er jetzt weniger denn je besaß. Schließlich behandelte sie ihn nur noch mit Verachtung und Spott.

So oft er sie jetzt besuchte, fand er einen Menschen bei ihr, den er von früher her kannte, und beide ließen keine Gelegenheit ungenützt, ihm die Lächerlichkeit seiner Situation einzuprägen. Aber Jarosmin kam regelmäßig. Nachmittag um Nachmittag; saß ihnen gegenüber, als sei er taub und blind, und ging dann wenn die Dämmerung hereinbrach, sich in der Tür mit einer tadellosen Verbeugung verabschiedend. Noch wenn er durch den Garten schritt, hörte er ihr Gelächter. Aber er kam doch wieder, Nachmittag um Nachmittag ... Bis man, des Spiels mit ihm überdrüssig, ihn nicht mehr empfing.

Er suchte vergeblich, sein ehemaliges Leben wieder aufzunehmen. Es konnte unmöglich gelingen; denn die Zirkel, die ihn einst gelobt und gelitten hatten, begegneten ihm mit verletzender Gleichgültigkeit, und er selbst war allein weniger denn je fähig, sich aufrechtzuerhalten.

So tat er das Klügste, was ihm anzuraten war, und was ihm die gütige Nachsicht seines Vaters gern bewilligte: er ging auf Reisen.

Er schrieb Karten aus San Francisco, Peking, Singapore und Delhi. Ansichtskarten mit wehenden Palmen, Pagoden und Reisfeldern. Und es ging ihm gut. Bis plötzlich die Nachrichten ganz ausblieben.

Er soll in Aden einer Epidemie zum Opfer gefallen sein. Aber niemand weiß Genaueres davon. Vielleicht starb er auch nur an einer Erkältung durch Zugluft. Denn er neigte stark zu Erkältungen.

Veröffentlichungen *Der Herr aus Glas*

ED: NLZ, Jg. 3, Nr. 167, 19.6.1923, S. 9

ND in Kästner-Jb. 2 (2000) 184-187 (ed. Zonneveld)

ND in Karneval d Kaufmanns (2004) 48-51

Die Reisen des Amfortas Kluge

1. Fünf Minuten Nordpol

Anmerkung der Redaktion: Amfortas Kluge ist ein junger, hoffnungsvoller Schriftsteller. Wir merkten es sofort, als er unsere Räume betrat, und es mußte uns daran liegen, ihn als Mitarbeiter zu gewinnen. Da er darüber Klage führte, wie bedeutsam und wie schwierig zugleich der Erwerb lebendiger Erfahrung für den werdenden Autor sei, erkannten wir die Möglichkeit, ihm und uns zu nützen. Wir stellten ihm einen vorzüglichen Globus und andere zu einer Weltreise erforderlichen Mittel zur Verfügung, woraufhin er sich eilends entfernte. Zuvor verpflichtete er sich, uns eine größere Serie abenteuerlicher Reiseaufsätze zu liefern, deren ersten wir anschließend abdrucken.

Der Chefredakteur hatte flüchtig von einem Zeitungskiosk gesprochen, den der Verlag am Kongoknie besitze. Ich orientierte mich also auf meinem Globus, was der Kongo sei und wo er fließe, kaufte mir einen Tropenhelm, ein Lüsterjackett und eine Feldflasche und begab mich zum Bahnhof. Fahrpläne und Frauen sind die größten Rätsel, die es gibt. - Zum Glück führte der Zufall meinen Freund Bobby an mir vorüber, der mir auf die Schulter schlug und fragte, wohin ich reise. Ich bat ihn nachzusehen, wann der nächste Zug nach dem Kongo abginge. Er prüfte die Anschläge gewissenhaft und fand, daß ich vor Mitternacht nicht fahren könne. Außerdem müsse ich zweimal umsteigen.

Als er meine Ungeduld bemerkte, kam ihm eine Idee: „Weißt du was, Amfortas? Ich bringe dich mit meinem Flugzeug hin.“ Ich erklärte mich einverstanden, und wir fuhren nach dem Flugplatz. - Eine Stunde später schwammen wir schon in den Lüften, wobei mir zunächst ziemlich übel war. Dann wurde es dunkel.

Am nächsten Morgen blickte ich interessiert auf die Erde hinunter, aber außer einigen Wiesen und Feldern gab es nichts Rechtes zu sehen. Doch gegen Mittag meinte Bobby, während er sich lächelnd nach mir umwandte: „Das Mittelmeer!“ Ich steckte ihm ein Praliné in den Mund und suchte die Wüste Sahara. Aber das Mittelländische Meer kannte kein Aufhören.

Schließlich wurde ich ärgerlich und beugte mich soweit aus der Kabine, daß ich den Tropenhelm verlor. Tief unten in der unabherrschbaren Wasserwüste schwamm ein großer weißer Fleck. Bobby senkte den Apparat so tief, bis wir sahen, daß es sich um einen immensen Eisberg handelte. Kopfschüttelnd stiegen wir wieder höher. Nach vielen Stunden kam endlich Land in Sicht: weite weiße Flächen.

Da drehte sich Bobby wieder um und sagte: „Amfortas, sei mir nicht böse, aber ich glaube, mein Kompaß geht falsch. - Das dort unten ist ganz sicher Grönland.“ Erst wollte ich grob werden, dann rief ich: „Das ist nun schon alles gleich! Fahren wir ein wenig nach dem Nordpol!“ Er nickte nur und schaltete die doppelte Übersetzung ein.

In dieser Nacht konnte ich vor Nervosität kaum schlafen. Welch kühner Entschluß, den Nordpol zu entdecken!

Am Morgen des zweiten Tages sahen wir ein Schiff im Eis. Weil Bobby erklärte, er kriegte den Krampf in die Finger, wenn er das Steuer noch länger halten müsse, schlug ich ihm vor, für kurze Zeit auf dem Schiff zu landen. Er tat wie ihm geheißen. - Das Schiff nannte sich „Frama“ und beherbergte bereits ein anderes Flugzeug, das - wie sich herausstellte - einem Herrn Amundsen gehörte. Er erzählte, daß er soeben von einer Tournee nach dem Nordpol käme, aber nicht dort gewesen sei. Dann tranken wir in der Kapitätskajüte Kaffee, ließen uns vom Schiffskoch ein paar Brötchen einwickeln, bedankten uns herzlich und stiegen wieder in unser Flugzeug. Herr Amundsen wollte mir seinen Gehpelz aufdrängen. Mein Lüsterjackett

sei ungeeignet. Aber ich lehnte ab. Bobby erkundigte sich noch rasch nach der Fahrtrichtung; der Kapitän zeigte mit der Hand und rief: „Und dann immer geradeaus!“

Gegen Mittag fuhren wir so hoch, daß wir erkennen konnten, wie rund die Erde tatsächlich ist. Bobby machte mich aufmerksam: „Amfortas, siehst du dort die platte Stelle? Das muß der Nordpol sein!“ Ich überzeugte mich von der Richtigkeit seiner Beobachtung und sagte: „Dort hinten geht es wieder bergab. Das ist sicher bereits die andere Erdhälfte!“ Bobby drückte auf das Tiefensteuer.

Dann landeten wir auf der erwähnten platten Stelle, sprangen munter aus der Maschine und standen - am Nordpol. Es war ein erhabener Augenblick. Bobby sagte: „So eine Stille hier, was?“ Ich gab ihm recht. - Wohin man blickte, ja selbst dort, wohin man nicht blickte: überall lag Eis und Schnee. Ein prachtvoller Anblick! Fast wie in den Alpen! Und wir bedauerten, die Schlittschuhe nicht mitgenommen zu haben.

Übrigens, die Temperatur war garnicht so ungewöhnlich, wie man sich das wohl vorstellt. Nach ein paar Kniebeugen wurde uns wieder ganz gemütlich zumute. Leider konnten wir die Erdachse nicht finden. Doch das mochte an dem dicken Eis liegen. Auf die Rückseite seiner Geschäftskarte schrieben wir Datum und Adresse und befestigten die Karte und Bobbys kariertes Taschentuch an meinem Spazierstock, den wir in eine Spalte bohrten. Mittlerweile hatten sich verschiedene Tiere in unsere Nähe gewagt: Mehrere Eisbären (ganz wunderbare Bettvorleger!), ein Rudel Polarfüchse, die ganz abscheulich bellten, und ein reizender Schwarm von Pinguinen. Sie beschnupperten das Flugzeug, leckten das Schmieröl ab und fraßen mir ein Pfund Würfelzucker aus der Hand, wobei ihnen Tränen der Dankbarkeit in die klugen Augen traten. Bobby störte mich in dieser Tätigkeit, weil er Durst hatte. Ich reichte ihm die Feldflasche, streichelte den größten Eisbären, schwang mich auf seinen zottigen Rücken und ließ ihn ein wenig um den Spazierstock traben. Bobby störte mich von neuem, weil die Flasche leer war. Ich hatte in der Eile vergessen, sie füllen zu lassen. Daraufhin lutschten wir kleine Eisstückchen, von denen Bobby Zahnschmerzen bekam.

„Amfortas“, murmelte er, „das beste wird sein, wir fahren wieder nach Hause.“ Ich erklärte mich einverstanden; denn mir war gänzlich unklar, wie man sich am Nordpol die Zeit vertreiben könnte.

Man ist den ungewöhnlichsten Situationen in den seltensten Fällen gewachsen. -

Bobby warf den Propeller an, hauchte sich schnell noch einmal in die Hände; wir stiegen ein - aber die Maschine blieb stehen. Er kletterte wieder herunter und fand die Räder eingefroren. Da half kein Rütteln. - Dann fragte Bobby: „Hast du zufällig einen Strick bei dir?“

Es gehört zu meinen stehenden Gewohnheiten, stets eine Rolle Strick einstecken zu haben. Weil einer meiner Lehrer immer sagte, Strick, ein Taschenmesser und eine Schachtel Streichhölzer seien das, was den Mann von den Frauen unterscheidet.

Ich holte also die Rolle Strick aus der Tasche; Bobby schnitt sie in eine größere Zahl kleinerer Stücke, winkte die Pinguine herbei und band jedem eine der Leinen um den Hals. Die freien Enden knüpften wir sorgfältig an dem Flugzeug fest. Als wir wieder im Apparat saßen, schmalzte Bobby laut mit der Zunge, schrie „hühhott!“ bis die Vögel endlich begriffen, worum es sich handelte. Sie breiteten die Flügelchen aus, schwangen sich hoch und rissen bei dieser Gelegenheit die Maschine aus dem Eis.

Wir stiegen hoch. Die Polarfüchse bellten zum Abschied. -

Diese Rückfahrt war herrlich, und ich bedauerte, daß uns der Durst gezwungen hatte, den Nordpol so bald zu verlassen. Ohne Unterbrechung fuhren wir bis Kopenhagen. In einem Café an der Langen Linie erholten wir uns von den Strapazen der Reise.

Es mag komisch ausgesehen haben, wie wir zwei durch die belebten Straßen dieser schönen Stadt spazierten! Ich, Amfortas Kluge, im Lüsterjackett, die Feldflasche um den Leib gegürtet; mein Freund Bobby mit der Autobrille auf der Stirn und an zahllosen Leinen etliche Dutzende von Pinguinen, die vor uns herwatschelten und zuweilen neugierig und erstaunt vor den Schaufenstern stehen blieben...

2. Als Scheuerfrau beim Dalai-Lama

Nicht ungestraft entdeckt man den Nordpol. - Es gab nun in Kopenhagen riesige Banketts. Uns zu Ehren und auf unsere Kosten. Es gab überdies Weibergeschichten, die für Bobby mit einer Verlobung endeten. Teils weil er in Kopenhagen noch keine Braut besaß; teils weil er mußte. Im Zusammenhang hiermit bedurfte es eines neuen Oberhemdes und büttengeschöpfter Visitenkarten.

Wir entäußerten uns also der Pinguine, indem wir sie einer älteren Dame verkauften. Sie würden es gut haben. Aber sie fraßen sämtliche Hunde und Katzen, Papageien und Kanarienvögel des altjüngferlichen Haushalts. Obwohl wir schriftlich erklärt hatten: Pinguine lebten vegetarisch. Und das kostete wieder Geld. Außerdem fielen Bobby die zunehmenden Zärtlichkeiten seines Fräulein Braut auf die Nerven!

Wir beschlossen, Kopenhagen gütlich und unauffällig zu verlassen und nach Tibet zu gehen. Ein reicher Privatmann finanzierte die Sache, behielt aber unseren Doppeldecker zur Finanzierung zurück. Sodaß wir auf die Eisenbahn angewiesen waren. Ich ließ mich für die Dauer eines Monats chloroformieren, um die Ernährungsfrage zu lösen und weil ich das Eisenbahnfahren nicht vertrage.

Eh bien, nach Ablauf eines Monats trafen wir in Buchara ein, wo mich Bobby durch eine wohlgezielte Ohrfeige wachrief. Zunächst besorgte er für seine Kopenhagener Braut einen wundervollen Kaschmirschal und sandte ihn an sie mit etlichen Zeilen der Entschuldigung. - Dann mieteten wir eine Karawane. Leider wurde sie bereits bei der Überquerung des Hochlandes von Pamir durch einen unvorhergesehenen Wolkenbruch vernichtet. Außer Bobby und mir blieben einzig zwei dreihöckerige Kamele und dreihundert Konservenbüchsen am Leben.

Wir mußten also allein reisen. - Tibet ist ein von außerordentlich hohen Gebirgen garniertes Steppenhochland. Die Steppe selber ist zirka dreimillionenmal so groß wie das Tempelhofer Feld, enthält etliche Sträucher, hinter denen für gewöhnlich Räuber versteckt sind, und duftet wunderbar nach Parfüm, weil das Moschustier häufig auftritt. - Die Nächte brachten wir sehr oft in buddhistischen Nonnenklöstern zu, ohne uns dabei von den Strapazen der Reise erholen zu können. Die Mongolen sind ein ungewöhnlich temperamentvoller Volksstamm.

Früher, als wir erwartet hatten, gingen unsere Kamele zugrunde. Und zwar an Diphtheritis. Nach Jahren erst erfuhren wir die Ursache: Diese dreihöckerigen Tragtiere sind es gewöhnt, in den Salzseen zu gurgeln, die einem hier auf Schritt und Tritt begegnen. Wir hatten das nicht gewußt und sie daran gehindert, weil wir ihre Neigung für eine kindische Marotte hielten. - Nun hockten wir wahrhaft auf dem Trockenen. Und es war ein großes Glück, daß Bobby in seinem Rucksack zwei Paar Rollschuhe vorfand. Ganz zufällig. Jetzt war die Fortsetzung der Reise natürlich nur noch ein Kinderspiel. Wir rollten auf einem kleinen Umweg durch die Wüste Gobi und kamen wohlbehalten in Lhasa an.

Der deutsche Konsul in Lhasa ist ein Gentleman. Als wir ihm unseren Plan, bis zum Dalai-Lama vorzudringen, darlegten, geriet er in so grelle Verzweiflung, daß sein Monokel zerbrach, das er seit zwanzig Jahren nicht mehr aus den Augen gelassen hatte. Dann versuchte er, während wir auf der Terrasse seines Grals saßen und Zigaretten aus grünem Tee rauchten, uns durch eine Beschreibung der Todesarten abzuschrecken, denen europäische Forscher vor uns zum Opfer gefallen waren, z. B. künstliche Darmverschlingungen; Vergiftungen durch Zuckerbier; Schmoren am Spieß; striktes Toiletteverbot; Abschälen der Großhirnrinde und dergleichen. Wir lächelten gleichgültig und baten um positive Ratschläge. Daraufhin trieb er drei Jahre mit uns die Landessprache, das Devanagari. Eine dem Esperanto verwandte Sprache; aber ohne Vokale. Dann schenkte er uns sein Wörterbuch und ein zusammenklappbares Maschinengewehr. Wir schüttelten ihm herzlich die Hand, schnallten

die Rollschuhe an und fuhren eiligst nach Potala. So heißt das Schloß es Dalai-Lama. Es ist in dem bekannten turkestanischen Empirestil erbaut und enorm groß.

Nachdem wir fast eine halbe Stunde völlig erfolglos um das Gebäude herumgeschlichen waren, verfiel Bobby auf eine raffinierte List: Wir rasierten uns, legten Rouge und Puder auf, zogen die Kleider zweier Frauen an, die wir im Freibad überrascht hatten, und gingen tänzelnden Schritts auf die mehrköpfige Schildwache zu. Dort sagte Bobby, wobei er seine Stimme um eine Oktave verschob: „Wir sind die neuen Scheuerfrauen.“ Sofort ließ man uns ein.

Das Innere des Schlosses ist seltsam: Strahlenartig laufen vom Portal tausend Korridore aus, an deren jeden tausend türlose Zimmer grenzen. In jedem Zimmer sitzt ein Lama, betrachtet seinen Nabel oder kurbelt die Gebetsmühle. - Wir begannen sofort die Zimmer zu scheuern. Etwa ein Jahr lang. Dabei waren wir noch immer nicht fertig, während die ersten Räume schon wieder schmutzig wurden. Nachts schliefen wir in der Speisekammer des Dalai-Lama, den selber wir nie zu Gesicht bekamen. Eines Tages endlich erhielten wir von dem Portier die Weisung, den großen Verhandlungssaal zu säubern, weil eine chinesische Abordnung eingetroffen sei, um über die tibetanischen Binnenzölle zu beraten.

Wir klopfen gerade den Thron aus - er war voller Motten - als der Dalai-Lama eintrat. Er schaute uns längere Zeit zu. Dann rief er mich ins Nebenzimmer. Ich warf Bobby einen bedeutungsvollen Blick zu, ehe ich folgte. - „Seit wann bist du in meinem Schloß, schönes Kind?“ fragte er mit werbender Stimme. Ich knixte und flüsterte: „Seit einem Jahr, Exzellenz.“ Er streichelte meine Hand, wobei ich Zeit hatte, ihn zu betrachten. Er war rund dreihundert Jahre alt, besaß ein falsches Gebiß und keine Haare, hatte eine von Dolchsnitten zerfetzte pergamentene Haut und trug eine Art Zuckerhut als Kopfschmuck. Ich wollte mich gerade nach seiner Schuhnummer und nach seinem Vornamen erkundigen, als er, vermutlich von der Leidenschaft übermannt, meine Taille umfaßte. Ich suchte mich seinen Armen zu entwinden und stieß auf Tibetisch „O nicht doch! Sie Schächer!“ hervor. Doch er ging so weit, daß man sagen kann, er sei zu weit gegangen. Bei dieser Gelegenheit wurde er stutzig und drückte auf eine elektrische Klingel. Ich spuckte ihm - den Gebräuchen der Lamas folgend - ins Gesicht und floh in den großen Saal, wo Bobby bereits das Maschinengewehr aufgeschlagen hatte. Mutig kämpften wir uns den Korridor entlang, was zu unserem Bedauern unter gegnerischen Verlusten geschah. Nach der Anrichtung eines mittelgroßen Blutbades lief die Leibgarde des Dalai-Lama zähneklappernd davon. Wir erreichten das Hauptportal, standen im Freien, atmeten auf und waren gerettet.

Dann knobelten wir mit Zündhölzchen, ob wir über den Kwen-Lun nach Sibirien oder über den Himalaya nach Indien fliehen sollten. Das Geschick entschied für Indien.

Was ist weiter zu erzählen? Wir kletterten über den Himalaya, bestiegen - da wir nun einmal in der Nähe waren - als Erste den Mount Everest und langten wettergebräunt in dem schönen Benares an.

3. Im Paddelboot durch den Stillen Ozean

Benares gehört zu den seltsamsten Städten, die ich kennen lernte. Und am auffälligsten ist wohl, daß es dort keine Hotels gibt.

Wir standen also nachdenklich an den Ufern des Ganges; ich fütterte drei Krokodile mit meiner letzten Schinkensemmel und Bobby verstrickte einen spitzbärtigen Gaukler, der sich mit einer rotglühenden Brennschere die Haare auf den Zähnen ondulierte, in ein Gespräch über das Nirwana - als ein Inder auf uns zutrat, den Turban zog und fragte, ob er mit Herrn Amfortas Kluge das Vergnügen habe. Nachdem ich bejaht hatte, bat er uns: sowohl ihm als auch der Einladung des indischen Königs Kaliklora und seiner Tochter Vasent'Mahesa zu folgen. Ich sagte: „Bleiben Sie bedeckt!“ worauf er seinen Turban wieder aufsetzte und uns voranging.

Als König Kaliklora unserer ansichtig wurde, klatschte er vor Freude in die Hände. Dann zupfte er uns zur Begrüßung an der Nase und legte sein Gästebuch vor, daß wir uns eintrügen. Ich blätterte ein wenig darin, erstaunte über die berühmten Namen: Alexander von Macedonien, Schellmuffsky, Waldemar Bonsels, Lord Clive, Buddha Gautama, Arthur Schopenhauer, und schrieb selber:

„Die Welt ist rund. Denn dazu ist sie da.

Ein Vorn und Hinten gibt es nicht.

Und wer die Welt von hinten sah,

Der sah ihr ins Gesicht.“

Der König las das Gedicht mit Tränen in den Augen, bedankte sich aufs herzlichste und machte uns mit Vasent'Mahesa, seiner lieblichen Tochter, bekannt. Ein herrliches Weib, bei Schiwa! Sie wog drei Zentner. Netto. - Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie sie mich, schamhaft errötend, an der Nase zupfte.

Nun folgten freilich sonnige Tage: Wir begleiteten die Prinzessin bei ihren Einkäufen, wobei ich allein die Pakete tragen durfte; wir machten mit ihr Radpartien in den Dschungel, so heißt das Stadtwäldchen von Benares; sie zeigte uns die Museen, die Pagoden und Kathoden (eine Art vergoldeter Wolkenkratzer); wir ließen schäumende Bajaderen und Bajaderwische vor uns tanzen, bis sie zu Boden fielen und sich in fabelhaften Zuckungen wanden; ich begann schon an einem Werk über den spätpagotischen Baustil zu arbeiten, - da erklärte mir Bobby eines Tages, er habe sich soeben mit Vasent'Mahesa heimlich verlobt. „O Karma!“ rief ich, „welch ein Malheur!“ Ich malte ihm die Zukunft in den gräßlichsten Farben, stellte ihm die Wucht der drei Zentner netto vor Augen, - es war alles vergeblich. Ich erzählte der Prinzessin, Bobby leide an Gehirnfurunkulose und sei von Beruf Obereunuche - umsonst! Ihre Liebe kannte keine Schranken. - Eines Nachts wurden die beiden vom König überrascht, als sie auf einem Lotosblatt im Schloßteich Skat spielten. Tableau!

Die Prinzessin ertrank bei dieser Gelegenheit. Bobby und ich flohen über Delhi, Haiderabad, Kopra und Bebra nach Singapore, wo wir uns umgehend auf dem Arbeitsvermittlungsammt meldeten. Man teilte uns einer europäischen Schautruppe zu, die im Zoologischen Garten gegen Eintrittsgeld gezeigt wurden. Das war bitter. Schließlich brachen wir wieder aus und trieben uns am Hafen herum, um uns heuern zu lassen. Als wir auf der Großen Mole standen und nach en Haifischen spuckten, verlor Bobby das Gleichgewicht und fiel in den Stillen Ozean. Ich rannte auf die nächste Polizeiwache und kam mit dreizehn Gendarmen zur Unglücksstelle zurück. Doch da saß Bobby am Strand und zählte die von ihm erschlagenen Haie! Das erregte ungeheures Aufsehen. Der Raubtierschutzverein und der malaiische Ruderklub ernannten uns zu Ehrenmitgliedern. Man veranstaltete ein feierliches Kokosmilchreisessen, bei dem drei Chinesen zerplatzten. Anschließend daran hielt Bobby eine Ansprache. „Verehrte Tierschutztruppe, geschätzte Neptunesen!“ sagte er zum Schluß; „Sie übertreiben die Gefahren des Ozeans, der nicht zufällig ‚der Stille‘ heißt! Geben Sie mir einen Kistendeckel und zwei stramme Spazierstöcke - mit Amfortas, meinem Freund, rudere ich kerzengerade nach Frisko hinüber!“

Das Hallo war grenzenlos. Im Nu schloß man Wetten für und wider. Notgedrungen stachen wir am nächsten Morgen in einem Paddelboot in See. - Im Ernst, es war eine Schinderei! Anfangs gaben wir uns völlig der Seekrankheit hin. Riesenschwärme von Walrossen, Tintenfischen und Böklingen zogen in der Kiellinie hinter uns, ihren unfreiwilligen Ernährern, her. Aus diesen Wochen datiert mein chronischer Magenkatarrh...

Auch Rudern will gekonnt sein. - Wir bekamen den Krampf in die Finger und mußten auf der Insel Bali Station machen. Bevor wir ausstiegen, nahm ich Bobby beiseite und sagte: „Bobby, hör mich an. Die zutrauliche Nacktheit der Bali-Mädchen ist bekannt. Laß dich von deiner Leidenschaft nicht hinreißen! Du bist ein gefährlicher Schürzenjäger; doch im Namen unserer Freundschaft sei dir zugerufen: Bobby, beherrsche dich!“ Er blinzelte auf die Schwielen an seinen Händen, seufzte und nickte. Dann eilten wir an Land.

Der Wirt vom „Löwenbräu“, bei dem wir wohnten, war von vollendeter Aufmerksamkeit. Am Abend sperrte er uns allerdings in das Frauenhaus. Ich denke nur ungern an jene Nacht zurück: Zwanzig temperamentvolle Frauen und Mädchen schlichen fortwährend um uns herum, warfen mit Kaurimuscheln und nahmen auf ihren Kokosmatten die denkbar gewagtesten Positionen ein. Bobby knirschte meistens mit den Zähnen und ließ sich von mir mit einem Taschentuch fesseln.

Am nächsten Morgen schickte uns der Wirt seine Kartellträger: Wir hätten ihn durch Enthaltbarkeit tödlich beleidigt. Bobby nannte mich einen Esel und schlug als Waffe Zündnadelgewehre vor. Sie akzeptierten. Das Duell fand im Urwald statt. Der Löwenbräuwirt schoß direkt in Bobbys Flintenlauf hinein, wobei das Gewehr zersprang, ohne sonst Schaden anzurichten. Bobby ergriff meine Flinte und erledigte den Gegner durch Blattschuß. - Nachdem die Leiche des Wirts elektrisch verbrannt worden war, wurden wir ausgewiesen und paddelten weiter. Nach vier Wochen gingen uns die Nahrungsmittel aus; nach fünf Wochen die Kräfte. Wir lagen unbeweglich in der windstillen Zone.

Da hatte Bobby einen seiner glänzendsten Einfälle: Er pflanzte in die Ritzen der Schiffsplanken unsere letzte Kokosnuß, und siehe da! Nach etlichen Tagen fleißigen Begießens und Düngens entwuchs dem Boot eine kleine, reizende Palme. Wir waren gerettet! - Eine Woche später konnten wir mit der Kokosnußernte beginnen. Und als wir den Passatgürtel erreicht hatten, breiteten wir unsere Lodenmäntel segelartig an dem Palmenstamm aus, zogen die Paddelhölzer ein und flogen pfeilschnell an den Gewürzinseln und an Polynesien vorüber. Bobby saß meist im Wipfel unserer Palme, lauschte ihrem Wachstum und warf Nüsse auf mich und ins Boot herab.

Eines Morgens - wir feierten gerade meinen Geburtstag - blendete uns plötzlich ein seltsamer Glanz. Bobby zog sein Mikroskop hervor, blickte hindurch und rief: „Amfortas, Bester! Das ist der Äquator!“ Kaum hatte er das gesagt, als sich eine Wasserhose erhob und mit der Bügelfalte so unglücklich gegen unsere Palme schlug, daß das Boot kenterte. Keuchend und schwimmend erreichten wir den Äquator. Er läuft, wie man auf jeder Landkarte sehen kann, als schmaler Streifen um die Erde, ist in Wirklichkeit aus Gußeisen und hat die Breite und die Gestalt der Normalspurbahngeleise.

Wir beschlossen, unsere Reise zu Fuß auf dem Äquator fortzuspinnen. Tagelang marschierten wir auf diesem schmalen eisernen Steg; links und rechts rauschte der unendliche Ozean, aus dem merkwürdige Fischarten neugierig herüberschauten, von denen wir uns durch Angeln ernährten.

Die Schienen schienen uns eigentlich überflüssig, bis wir auf ein Schild trafen: „Straßenbahnverbindung Australien - Südamerika.“ Wir waren überrascht. Wir wurden es noch mehr, als wir hinter uns Klingelzeichen hörten. Wir wandten uns um und erblickten wahrhaftig eine Straßenbahn, die dann neben uns hielt. Wir stiegen ein und verlangten Umsteigebillet Ecuador-Kanada. Der Preis war mäßig.

In Ecuador mußten wir leider etliche Zeit bleiben, weil Bobby von einer der gefährlichen Rücktrittsbremsen gestochen worden war. In Quito heilte er sich aber verhältnismäßig schnell aus und behielt nur eine erstaunliche Gedächtnisschwäche zurück. Dann fuhren wir mit Hilfe unserer Umsteigebilletts hinauf nach Nordamerika.

4. Weltuntergang in Chicago

Wir benutzen die australo-kanadische Untergrundbahn nur bis Chicago, weil mein Freund Bobby Damenbekanntschaften zu machen wünschte. Er wäre wieder soweit. - Chicago ist eine unvergleichliche Stadt! Die Wolkenkratzer sind hier, ohne Ausnahme, Aluminiumbauten; und nichts ist reizvoller, als an stürmischen Tagen durch die Straßen zu schlendern dem leichtmetallischen Geknatter der Häuserreihen zu lauschen. „Schlendern“ ist freilich nicht der angemessene Ausdruck, da in Chicago kein Mensch zu Fuß geht. Für

gewöhnlich winkt man eines der kleinen goldfarbenen Autos heran, die überall herumstehen und sich geheimnisvoll, ohne menschliche Hilfe, selber lenken. Man ruft die Zieladresse in einen Schalltrichter und gelangt auf dem kürzesten Wege an Ort und Stelle. Hierbei handelt es sich keineswegs um Hexerei, sondern um die sinnreiche Koppelung eines elektromagnetischen Systems mit einer Radiozentrale. - Ist kein Wagen in der Nähe, so bedient man sich des Trottoir roulant, d. h. der auf den Fußsteigen dahineilenden Rollstreifen, mit deren Hilfe man, ohne eigene Leistung, äußerst schnell vorankommt.

Oh, welche Annehmlichkeiten birgt diese konsequent elektrifizierte Stadt! Ich erinnere hier nur an das obligatorische Taschentelephon; an das leuchtende Abendblatt am Nachthimmel; das Gehirnverleihinstitut, die Leichenverwertungsstelle; den Fünfuhrtee in den Lüften, mit der durch Lautsprecher übermittelten Sphärenmusik; die Fernerziehung und Fernernahrung; die Rohrpost für Personenverkehr; die energiesammelnden Rotorzylinder als ortsübliche Kopfbedeckung; an die bekannten Fleischfabriken mit ihren riesigen Maschinen, in deren Saugtrichter - 50 Meter Durchmesser! - die Schlachtherden getrieben werden, um die Rückseite der Anlage als Lederkoffer, Schweizerkäse, Hornkämme, Schlagsahne, Ochsenmaulsalat, Boxcalfstiefel, Jungvieh und ähnliches zu verlassen; ich erinnere nur an die künstlichen Gärten, mit ihren Ozonsträuchern und dem in Tablettenform käuflichen Naturgefühl; an den Nachweis für Liebesanrechtler; an das Lachgaskabinett, - es ist schwer, auch nur eine schwache Vorstellung von Chicago zu vermitteln.

Eines Tages - ich, Bobby und seine Chicagoer BOBBYBraut saßen bei unserm Sand and Soda auf dem Dachgarten des schwiegerväterlichen Wolkenkratzers - fragte Bobby: „Amfortas, was machen wir morgen?“ Ethel zog ihr Perlmutter-Taschentelephon aus ihrer Smokingweste und sagte: „Vergnügungszentrale! - Hallo? Was gibt's morgen? Sportfest für Außenseiter? - Thanks.“ Dann meinte sie, in ihrer schlichten Art, die mit dem väterlichen Vermögen anmutig kontrastierte: „Na also!“

Der folgende Tag, ein Donnerstag, war wunderschön. Die Wetterregulierungsstelle hatte das ihre getan. Die Luft war so klar, daß man, mühelos, die obersten Stockwerke in der City erkennen konnte. - Da sausten wir zum Stadion der Hunderttausend hinaus. Zunächst beobachteten wir das Brustschwimmen der Schwerhörigen, das, haushoch, von einem Taubstummen gewonnen wurde. Später schauten wir den Boxkämpfen zu Pferde zu. Freilich, die bedeutendste Attraktion war das Hochspringen der Milliardäre. Ford gewann. Er startete, mit einem Sprunge von drei Metern (ohne zu berühren!), einen neuen Weltrekord. Dann stellte sich leider heraus, daß sich Ford, in die rechte Wade, Sprungfedern hatte einbauen lassen. Es trug ihm die lebenslängliche Disqualifikation ein.

Keinesfalls uninteressant war auch das Hindernisrennen für die Verlagsbuchhändler. Ferner das Ringen der Minderjährigen, das Kugelstoßen der neunten Steuerklasse und das Rugby der Farbenblinden. Schließlich meldeten sich Ethel und mein Freund Bobby zum Dauertanz. Es war phantastisch! Sie tanzten dreiundachtzig und eine halbe Stunde und endeten als zweite Sieger. Bobby hatte einen Vollbart, als er das Parkett verließ. Ethel kam mit krummgetanzten Beinen zurück. Bobby löste, als er das sah, sofort die Verlobung auf. Und Ethel sah sich, aus naheliegender Grund, gezwungen, ihren Chauffeur zu ehelichen...

Seit diesem Tage waren mein und Bobbys Leben nicht mehr sicher. Ethel verfolgte uns mit ihrer Blutrache. Keine Stunde verging, ohne daß Kugeln durchs Fenster summten, vergiftete Reißzwecken im Corned beef steckten und elektrische Schläge nach uns geführt wurden. - „Weißt du was“, sagte Bobby trübe, „ich hab' Heimweh.“ Doch gerade, als er nach dem Kursbuche griff, trat jenes Ereignis ein, das als das Chicagoer Hochspannungsunglück weltbekannt werden sollte.

Im Gebiete des Niagarafalls, der Chicago mit elektrischem Strom speiste, hatte es wochenlang geregnet. Stromstärke und Spannung waren immens gestiegen und hatten die Sicherungen durchgebrannt - das Resultat war furchtbar! Sämtliche elektrischen Vorrichtungen der Stadt wurden plötzlich von der hundertfachen Kraft getrieben! Die Rolltrottoirs rasten wie irrsinnig

dahin, und wer sich auf ihnen befand, wurde von dem Winddrucke zerquetscht. Die automatischen Autos schossen blitzartig durch die Straßen, prallten zusammen oder stürzten in Häuser hinein und rasselten treppauf. Tausende von Autos fuhren unaufhaltsam im Kreis, und ungezählte Bürger verhungerten in ihnen. Die Lifts flogen schwungvoll zu den Dächern hinaus. Die leuchtende Abendzeitung brachte schon, was erst in drei Wochen geschehen würde. Die Riesenmaschinen der Fleischfabriken liefen leer, nachdem die Trichter die umliegenden Gebäude eingeschluckt und zu Ochsenmaulsalat und Boxcalfstiefeln verarbeitet hatten. Schließlich liefen die Maschinen rückwärts und stellten aus den Fertigfabrikaten das ursprüngliche Vieh wieder her, das nun, in gigantischen Herden, brüllend und nervös durch die Straßen irrte und, neben betenden Menschen, auf den rollenden Trottoirs ins Verderben fuhr. Die künstlichen Gärten verwelkten und blühten täglich dreimal, aber niemand gab Obacht. Die Fernernahrung funktionierte in solchem Maße, daß die daran Angeschlossenen unter lautem Knall zersprangen.

Bobby und ich kamen mit blauen Augen davon. Wir saßen, als die Katastrophe begann, in der Manhattan-Bar und spielten mit Peggy und Dorrit, zwei blonden Negerinnen, Schwarzen Peter mit Zahlenreizen. Draußen an den Scheiben schossen überraschte Passanten und rekonstruiertes Rindvieh vorüber. Ein Auto prasselte durch die Tür des Lokals und verschwand in den Toiletten. Die Lampen glühten weiß, bis die Birnen tropfend zerschmolzen... Es war wie im Märchen.

Peggy und Dorrit unterhielten uns, so sehr wir konnten. Endlich, nach vierzehn Tagen, ließ das elektrische Unwetter nach. Die Feuerwehr der umliegenden Ortschaften hatte Kanäle gestochen, in denen die Überschwemmungsfluten des Niagara abflossen. - Die zwei Negermädchen reisten, mit dem gesparten Gelde, nach St. Louis. - Ethel war, so erfuhren wir, in ihren elektrischen Massageapparat geraten und wog darnach, so sagte man, keine fünfzig Pfund mehr. -

Bobby und ich fuhren nach Frisko, um zu filmen.

5. Der Sturz durch den Globus

Unter uns: Afrika hat mich enttäuscht. Doch Bobby, mein Freund, bestand drauf. Und ich gab nach, obwohl ich sah, wie alles kommen würde. - „Bobby“, hatte ich zu ihm gesagt, „was, im Himmel, versprichst du dir von einem dunklen Erdteil?“ Da war der Kerl davongelaufen, ohne zu antworten, und hatte Taschenlampen besorgt. Ja, so war er.

Genug. Wir fuhren los. Zu Schiff, zu Fuß, auf Känguruhs - wie sich's traf. Und als wir schließlich in Afrika ankamen, regnete es. Es regnete! Der Laie ist nicht imstande, zu beurteilen, was das heißt. Da stehen die Urwälder bis an die Knie im Wasser; da überschwemmen die Wadis (siehe Konversationslexika!) monatelang Stadt und Land; da schlagen die Tropfen ganz einfach Löcher in die Köpfe der arglos Vorübergehenden; da sind die Läden geschlossen, und die Wüste Sahara gleicht einem Wellenbad; und da ragen von der Hauptstadt Timbuktu nur die Kirchtürme aus dem Wasser!

Nun standen wir also in Afrika, mit unsern Taschenlampen, und hatten die Regenschirme vergessen. Der Regen schälte uns die Kleider förmlich vom Leibe. Streichhölzer und Tabak wurden feucht. Schon erweichte Bobbys Gehirn! Es war schauerhaft! - Da sagte er eines schönen Tages, d. h. der Tag war nicht schön, aber man sagt so, und Bobby sagte deshalb: „Amfortas, hier ist nichts los. Schwimmen wir nach Haus!“ Erst wollte ich, um ihn zu ärgern, bleiben. Doch dann entledigte ich mich der letzten Kleiderreste, nahm den Paß zwischen die Zähne und murmelte: „Hopp!“

Wir schwammen zwei bis drei Wochen, ohne abzusetzen. Glücklicherweise war das Wasser nicht allzutief. Glücklicherweise! Denn, im Vertrauen, ich kann nicht schwimmen! Ich genierte mich nur, es meinem Freund Bobby einzugestehen, und stieß mich, ohne daß er es merkte, immer mit einem Bein vom Boden ab.

Wir atmeten auf, als wir auf den Trümmern von Karthago an Land gehen konnten, pflückten ein paar Brombeeren, legten uns und die Pässe zum Trocknen in die Sonne und dachten nach, was zu tun sei. Nachdem uns nichts eingefallen war, bemerkten wir einen Schrankkoffer, der auf den Wellen der Sahara schaukelte und in unserer Nähe strandete. „Amfortas“, bemerkte Bobby, „das ist eine sogenannte Fata Morgana. Man sieht etwas, aber es ist gar nichts zum Sehen da.“

Doch der Koffer war echt und blieb. Er gehörte - wie ein Schild daran belehrte - einem gewissen Lord Fitzgerald, dipl. Löwenjäger; besser: er hatte ihm gehört. Wir öffneten den Koffer und fanden drin einen Frack, einen Smoking, Pumps, Wäsche, Binder, Socken, Zahnbürsten, Ersatzschnürsenkel, kurz - was man so braucht. Bobby probierte den Smoking und ich den Frack. Und sehr bald standen wir zwischen den Trümmern Karthagos, wie Hannibal und Hasdrubal nicht herrlicher dazwischengestanden haben können, bevor sie sich mit den Punischen Kriegen befaßten, und als die Stadt noch fast wie neu war. - Bobby fand, bei seiner Gewohnheit, die Hände in die Hosentaschen zu pflanzen, ein Portemonnaie, wog es kennerhaft in der Rechten und meinte: „Wie wär's mit eine kleinen Erholungsreise nach Italien? Es muß dort drüben liegen!“

Gesagt, getan. Wir winkten einer vorüberfahrenden Galeere und ließen uns nach Rom übersetzen... Mit Recht genießt Rom den Ruf eines erstklassigen Luftkurorts. Wir wohnten in Lahmanns Sanatorium. Die Verpflegung war gut. Aus diesem Grunde sah sich Bobby nach einer römischen Braut um, bis er törichterweise glaubte, sie in der Gattin eines pensionierten Pastetenbäckers gefunden zu haben. Mir fiel die anstrengende Aufgabe zu, dem jungen Glück als Quartiermacher zu dienen. Schließlich, nachdem kein Schlüpfwinkelchen unversucht geblieben war, schrie ich: „So verkriecht euch doch in den Katakomben!“ (Siehe Konversationslexikon!)

„Machen wir“, sagte Bobby. Doch Amfortas, also ich, meinte, Giuletta, Bobbys Braut, müsse mitkommen, sonst gäbe es nichts zu lachen. Nun, ich stieg mit ihnen hinunter, und wir verliefen uns gräßlich. Als wir endlich das Licht der Welt erblickten, fanden wir uns am Fuße des Vesuvs, seinem linken, vor und einem wutverzerrten Gesicht gegenüber, das, wie sich bald herausstellte, dem Gatten von Bobbys Braut angehörte. Er zog, nach alter guter italienischer Sitte, den vergifteten Dolch aus den Schaftstiefeln und brüllte: „Ha, Kamorra!“ Bobby ballte die Fäuste vor der Brust, flüsterte mir zu: „Amfortas - Dauerlauf!“ Und während sich unsre wohltrainierten Gestalten eilends den Berg hinauf bewegten, vernahmen wir, leiser und leiser, den Racheschrei des Bäckers. Am Rande des feurigen Kraters hielten wir still. Bobby kratzte sich hinterm Ohr, und ich gab ihm recht. Unterdessen schnaubte der Bäcker näher und näher. Es gab kein Entrinnen mehr. In der Linken schwenkte er den Dolch, in der Rechten - hoch über dem Kopf - die leise vor sich hinschluchzende Giuletta.

Bobby, mein Freund, begann zu zittern. „Amfortas, ich hüpf in den Vesuv“, sagte er, „kommst du mit?“ Ich war sein Freund und sagte nur: „Nach Ihnen.“ Wir faßten uns an den Händen, traten an die Mündung des Vulkans und sprangen in die Tiefe. Noch sah ich, wie der Bäcker uns nachblickte, dann verlor ich den letzten Rest der Besinnung. -

Als ich erwachte, lag ich wieder am Rande des Kraters, als ob ich nie hineingesprungen wäre. Links von mir machte der Bobby Wiederbelebungsversuche an Giuletta, nickte mir zu und meinte: „Man wird die Weiber nicht los.“ - Wir kapierten nicht, wieso wir wieder auf dem Vesuv lägen, obwohl wir hineingesprungen waren, und begnügten uns mit Achselzucken. Dann wurde auch Giuletta munter und bemerkte: „O Carissimo, ich hab wieder meine linksseitige Migräne. Er hat mich furchtbar an den Haaren gezerrt, bevor er mich euch nachwarf...“

Mit Giuletta und Kopfschütteln machten wir uns an den Abstieg. Als wir am Fuße des Bergs ankamen, war Neapel nicht mehr da! Man denke sich unsre Lage! - Endlich stießen wir auf einen Menschen. Giuletta ging ihn an und fragte, wo denn Neapel wäre. Der also Angeredete wurde recht blaß und entgegnete: „In Italien, soviel ich weiß...“ - „Wir wollen wissen“,

erklärte ich, „warum es nicht mehr am Fuße dieses Berges liegt.“ - „Weil“, antwortete der Fremdling, „weil es niemals hier gelegen hat, und weil Sie sich momentan in Japan befinden. Sind Ihre Pässe in Ordnung?“ Bobby fand als erster die Sprache wieder: „Also deshalb rennen Sie im Schlafrock auf der Straße herum? Bloß noch eine Frage. Wie heißt der Berg?“ „Fudjijama“, sagte der Japaner, „aber die Herrschaften entschuldigen, wenn ich mich entferne. Ich muß zum Fünfuhrtee in den Tempel.“ Bobby winkte ihm nach und rief: „Grüß Gott, alter Schwede!“ „Man sollte es kaum glauben“, sagte Giuletta, „wir sind demnach mitten durch die Erde und am andern Ende wieder herausgefallen.“ „Stimmt!“ knurrte mein Freund Bobby, „und du mußtest natürlich nachlaufen!“

Veröffentlichungen *Die Reisen des Amfortas Kluge*

1. Fünf Minuten Nordpol

ED Die Große Welt, Jg. 2, H. 20, November 1925, S. 59-61 (Druckvorlage)

ND Karneval (2004) 204-208; Faks. der ersten Druckseite im Fototeil

2. Als Scheuerfrau beim Dalai-Lama

ED Die Große Welt, Jg. 2, H. 21, Dezember 1925, S. 19-21 (Druckvorlage)

ND Karneval (2004) S. 210-213

3. [Im Paddelboot durch den Stillen Ozean]

ED Das Leben, Jg. 3, Nr. 11 (Lfd. Nr. 35), April 1926, S. 1215-1217 (Druckvorlage)

ND Karneval (2004) S. 240-244

4. Weltuntergang in Chicago. Aus dem Reisetagebuch des Amfortas Kluge

ED in Simplicissimus, Jg. 32, Nr. 34, 21.11.1927, S. 446 (Druckvorlage) [Erstfassung von

Der 35. Mai, Kapitel: Vorsicht, Hochspannung.

ND GG II (Überarbeitete Fassung, Der 35. Mai); Faks. unter

<http://www.simplicissimus.com/>

5. Der Sturz durch den Globus. Aus dem Reisetagebuch des Amfortas Kluge

ED Jugend, Jg. 33, Nr. 16, 14.4.1928, S. 248-250. (Druckvorlage)

ND Die Entlarvung des Osterhasen (2007); Kästner-Jb. 6 (2010) 261f.

Spuk in Genf

In einer Sommernacht dieses Jahres geschah m Quai du Mont Blanc in Genf - wenige Schritte vom Völkerbundpalast entfernt, vor dem Kaffeehaus „La Régence“ - etwas recht Merkwürdiges.

Knapp vor Mitternacht saßen an den Tischen, die auf dem Trottoir stehen, viele elegante Gäste und tranken, vor dem Zubettgehen, noch irgendwelche eisigen Getränke. Denn die Luft war schwül, auch der Wind vom See her brachte keine Abkühlung. Wohlhabende Genfer Bürger steuerten ihre Autos an den gegenüberliegenden Straßenbord und suchten sich dann, zwischen Reisenden aller Kontinente, einen Platz. Die Kapelle spielte, unter freiem Himmel, Partien aus berühmten Opern. Und alle Menschen, die hier saßen, spürten wohltuend, was sie miteinander verband: Die Pässe und die Brieftaschen waren in Ordnung. Der Café glace erfrischte. Und die Opernpiècen gehörten zur allgemeinen Bildung.

Da stand plötzlich ein Hafenarbeiter mitten auf der Straße... Braungebrannt sah er aus und muskulös. Statt des Hemds trug er ein verschossen violettes Trikot ohne Ärmel, und statt des Gürtels eine breite schmutzigrote Schärpe.

Er schwenkte ein halbleeres Bierglas in der Hand und nickte den Kaffeehausgästen, die ihn ungerne bemerkten, lächelnd zu. Er schien etwas betrunken zu sein, und sein Lächeln war nicht freundlich gemeint. Er schlenderte von einem Ende des Cafés zum andern, kam wieder zurück, hob überall sein Glas grüßend hoch und trank es allmählich aus. - Die Autos, die an ihm vorbei mußten, fuhren in großen Bogen um ihn herum. Und die Gäste des Cafés saßen, als sähen sie ein Theaterstück, das ihnen nicht gefiel.

Da goß der Arbeiter den Rest des Bieres aufs Pflaster, packte, als habe er großen Hunger, das Glas und biß krachend ein Stück davon ab.

Eine elegant gekleidete schwatzhafte Amerikanerin, in deren Nähe er stand, schrie auf und wurde blaß. Ihre Nachbrin drückte sich eilig das Taschentuch vor den Mund. Ein paar Gäste erhoben sich, stießen die Stühle zurück und liefen fort. Die Musiker vergaßen auf ihre Notenblätter zu blicken und gerieten aus dem Takt.

Indessen stand der Mann unbeweglich an seinem Platz und kaute Glas, daß es krachte. Gelassen beobachtete er die zunehmende Nervosität der anderen. Das Geräusch des zwischen seinen Zähnen splitternden, knirschenden Glases war das einzige, was man hörte... Dann nickte er, als unterhalte er sich heimlich mit jemandem, wiegte sich in den Knien und ging ein paar Tische weiter. Dort hob er das Glas von neuem, blickte ausdruckslos in die ängstlichen Gesichter und und biß sich einen zweiten Scherben ab.

Und wieder flohen mehrere Gäste. Andere verlangten empört, man möge ihnen den widerlichen Anblick ersparen. Die Kellner zuckten bescheiden mit den Schultern. Sie hatten keine Lust, mit jemandem, der Glas frißt, zu streiten. Außerdem waren sie vollauf damit beschäftigt, bei den flüchtigen Gästen die Zeche einzutreiben. Ein würdig weißhaariger Franzose ließ sich den Geschäftsführer kommen und stellte ihn entrüstet zur Rede. Der Geschäftsführer versprach, Abhilfe zu schaffen, wagte sich auch, bis auf einige Schritte, an den Mann auf der Straße heran, kehrte dann aber mutlos um. Inzwischen pendelte der Arbeiter von einem Ende des Cafés zum anderen, biß ohne Übereilung Scherben aus dem Bierglas, kaute sie klar und spuckte ein paar Splitter auf den Asphalt.

Ein blauuniformierter Polizist, mit weißen Fangschnüren, der versehentlich vom Quai de W. Wilson herüberkam, bog, als er das Schauspiel sah, behutsam in die Rue de Cloche ein und verschwand. Autos hielten mitten auf der Straße an; die Insassen legten erstaunt die Gesichter an die Scheiben. Die Kaffeehausgäste saßen hypnotisiert. Sie unterlagen der Sinnlosigkeit eines Vorgangs und erschrakten vor dem törichten Mute dieses Menschen. Sie hatten Angst, tasteten nach ihren Brieftaschen, als bäten sie ihre Banken um Beistand. Das half hier nichts.

Das Glas neigte sich seinem Ende zu. Der Mann knackte die letzten Scherben ab, bis der dickwandige Boden übrigblieb, der nicht zu beißen war. Den hob er hoch, triumphierend und verächtlich.

Alle saßen stumm. Ein junges Mädchen hielt sich die Augen zu und wimmerte. Da trat der Mann auf den nächsten Tisch zu, nahm wortlos eine Zuckerdose aus Nickel fort, stülpte den Zucker auf den Tisch und hielt den Leuten drohend die leere Dose hin. Sofort führen alle Hände nach den Portemonnaies und warfen Münzen in das Gefäß. Ruhig wie ein bewaffneter Räuber marschierte der Mann von Tisch zu Tisch und streckte seine Zuckerdose wie eine Pistole vor. Er bat nicht. Er dankte nicht. Er verließ keinen Tisch, bis man ihm nicht Geld gegeben hatte. Auf der Straße hatten sich Passanten angesammelt und verfolgten die Erpressung mit schweigendem Interesse. Der Geschäftsführer besann sich, zu spät, auf die Gefahr, in der sein Ansehen schwebte, und redete dem Manne zu, die Bettelei zu unterlassen. Der Mann schob den Schwätzer beiseite und kassierte weiter. Er schien die Gäste als gefüllte Automaten anzusehen. Er kam, und sie gehorchten ihm mechanisch.

Als er genug hatte, stellte er die Dose beiseite, warf den Boden des Bierglases achtlos weg, zog sich die Hosen hoch und ging.

Die Zurückbleibenden saßen müde wie Rekonvaleszenten. Was war eigentlich geschehen? Ein Mann ohne Schlips und Kragen hatte Glas gekaut. Aber es war ihnen, als wäre viel mehr und viel Drohenderes passiert. Die Kapelle begann Verdi zu spielen. Ein Kellner trocknete sich verstohlen die Stirn.

Veröffentlichungen *Spuk in Genf*

ED Berliner Zeitung am Mittag, Jg. 52, Nr. 233, 25.8.1928, 1. Beilage

Prager Tagblatt, Nr. 206, 30.8.1928 (Druckvorlage)

KEIN ND

Der Hungerkünstler

Es gibt einen Ruhm, für den man sich keine zwei Stück Kuchen kaufen kann. Und der Maler Komjanky hatte ihn, nach vielen Jahren, erreicht. Die Zeitungen berichteten mit größter Wärme von seiner eigenwilligen Begabung und erklärten, er habe das Zeug zu einem ganz verfluchten Kerl. Seine Phantasie hatte es ihnen angetan. Falls er sich entschlösse, ganz zur Graphik überzuschwenken, seien seine Chancen - das dürfe man, ohne Prophet zu sein, sagen - schlechterdings unabsehbar.

Früher hatte Herr Komjanky gehungert, weil niemand seinen Namen kannte. Jetzt hungert er, obwohl er berühmt geworden war. Der Unterschied mag vielen nicht beträchtlich erscheinen. Aber er ist's. Bis zum dreißigsten Lebensjahre hungert ein richtiger Künstler gern. Und hat er früher Erfolg, so zweifelt er ganz einfach an seiner Begabung. Hat er sich aber endlich durchgesetzt, dann bildet er sich auch schon ein, Anspruch auf Luxus erheben zu können. Haltbare Sohlen will er auf den Schuhen haben; einen zweiten Anzug hält er für unerlässlich; er will gelegentlich ein Menü essen, mit legierter Suppe und Nachspeise. - Wenn er das, trotz des Ruhms, nicht kann, ärgert er sich. Das Hungern macht ihm plötzlich nicht den geringsten Spaß mehr. Er hustet auf die Lorbeeren, weil er sie nicht in die Suppe tun kann. Das ist natürlich ungerecht. Aber Herrn Komjanky, um auf ihn zurückzukommen, war auch so! Er hungerte nur noch mit Widerstreben. Künstler sind exzentrische Geschöpfe.

Trotzdem malte und zeichnete er fleißig weiter. Die Staatsgalerie hätte fast eine lithographische Folge von ihm erworben. Und als er in der Sezession ausstellte, erhielt er Stöße von Briefen aus dem Publikum. Der Ruhm war nicht länger aufzuhalten... Einer der Briefschreiber schwor: wenn Herr Komjanky noch ein solches Bild wie die „Freiübungen der Jungfrauen“ male, werde er, der Schreiber dieses, den Maler besuchen und solange ohrfeigen, bis er nicht mehr in den Sarg passe. Die anderen Briefe waren meist ähnlich gehalten. Sie unterschieden sich eigentlich nur durch die in Vorschlag gebrachten Todesarten voneinander. Aber zwei Briefe klangen anders. Der eine stammte von einer guterhaltenen Beamtenwitwe ohne Anhang. Sie schrieb: Aus seinen wundervollen Zeichnungen sei leider zu entnehmen, daß er sich recht unglücklich und in jeder Beziehung unbefriedigt fühle; sie habe eine noch recht wenig benutzte Vierzimmerwohnung, und wie er darüber denke. Der andere Brief war von einem Fräulein Stötteritz, das behauptete, die faden jungen Leute unerträglich zu finden und zu einem Manne aufblicken zu müssen. Herr Komjanky ging der Sache nach und durfte feststellen, daß der alte Stötteritz eine Konservenfabrik und eine Villa besaß, die beide nicht von Pappe waren.

Herr Komjanky heiratete also, weil er Armut mit Ruhm nicht mochte, die kleine Stötteritz, zog in die Villa, lernte chauffieren, Austern essen und Sekt trinken. Er hatte auch hierzu Talent und fand, er habe gar nichts Gescheiteres tun können. In den illustrierten Zeitungen erschienen Photographien von ihm.

Bis dann Herr Komjanky merkte, daß seine Bilder und Zeichnungen schlechter wurden. Er begriff sofort, woran das lag: Es ging ihm zu gut. Künstler wissen nicht, was sie wollen... Wenn sie berühmt geworden sind, denken sie ans Essen. Und wenn sie satt sind, denken sie an den Ruhm. Es hat nicht den geringsten Sinn, daran zu zweifeln, weil es stimmt. Herr Komjanky gehörte zu dieser fatalen Sorte, obwohl ihm das aufrichtig leid tat. Und als er nun vor der Entscheidung stand: gut zu malen oder gut zu leben, entschied er sich für das Malen. Reichtum ist kein Scheidungsgrund. Und da er die junge Frau Komjanky geb. Stötteritz gut leiden mochte, blieb er in der Villa wohnen und richtete sich hier so ärmlich ein, wie es seine Mittel erlaubten. Zum Glück war eines der Dienstbotenzimmer frei. Dorthinein zog er. Er lief von jetzt ab in einem Anzug umher, der die Besucher maßlos erschrecken ließ. Und die alten Stötteritzens genierten sich seinetwegen bis auf die Knochen. Bei den festlichen Essen sahen ihm die fürstlich bewirteten Gäste mitleidig zu, wenn er, günstigstenfalls, zwei Spiegeleier

aus der Pfanne aß und die braune Bratmargarine mit holprigen Stücken Schwarzbrot aufwischte. Der uralte Hausarzt, Sanitätsrat Ißbach, riet lebhaft, den Schwiegersohn, eventuell nur vorübergehend, in ein Sanatorium zu stecken. Doch die junge Frau wollte davon nichts wissen.

Herr Komjanky malte, zur Freude der Kultur, wieder wie früher; vielleicht noch um zehn Prozent besser. Nun behielt er erst recht seine theatralische Armut bei, verkniff sich sogar das Atelier, beschränkte sich auf Graphik und mußte erleben, daß sein Ruhm anfang, Geld zu erzielen. Ein wichtiger Kunsthändler schloß mit ihm einen Kontrakt ab. Und bald war jeder Federstrich, den er tat, unter Sammlern seine zwanzig Mark wert. Der Schwiegervater übernahm einen Teil des Geldes, gutverzinslich, in den Konservenbetrieb; mit dem Rest spekulierte ein Freund der Familie an der Börse. Er spekulierte erfolgreich. Und Herr Komjanky wäre jetzt selber in der Lage gewesen, ein eigenes Auto und ein eigenes Haus zu finanzieren.

Doch er entzog dem Geld jeden Einfluß auf seine Lebensführung und haßte es, je mehr es sich häufte. Er aß nur noch dreimal wöchentlich warm, und dann meist Makkaroni mit Schinken. Er trug die gebrauchten Schuhe des Portiers ab. Er verzichtete auf die Vorzüge der Zentralheizung und froh, so sehr er konnte. Er hatte nie mehr als fünfzig Pfennige in der Tasche und rauchte Zigaretten, von denen seine Frau behauptete, sich wären zum Sichvergiften zu schlecht. Er saß, wenn er das Theater besuchte, im obersten Rang, indessen seine Frau in der Loge lehnte. Er lud Kollegen zu sich ein und schleppte Modelle ins Haus, nach deren Anblick seine Schwiegermutter ein Vollbad nahm. Und als ihn die Akademie zu ihrem Mitglied ernennen wollte, lehnte er ab.

Er steigerte sich derartig in die Einbildung, er sei arm, hinüber, daß er schließlich vergaß, wozu er all den Unfug trieb. Es hatte eine bloße Methode sein sollen und wurde Selbstzweck. Der Spleen machte sich selbständig. Und eine ganze Stadt amüsierte sich darüber. Wenn er aus der Villa trat, beinah wie ein Vagabund, bildeten die Gassenjungen Spalier...

Und schließlich wurde er, so wenig man gerade dies hatte erwarten dürfen, geizig wie ein Drache. Das Vermögen, das er erst ignoriert hatte, gewann, je mehr es wuchs, sein Interesse. Wenn er nicht arbeitete, saß er über den Kontoauszügen, Fabrikabrechnungen und Wertpapieren und hatte rote Augen. Sein Geiz war umso unheimlicher, als er ja das Geld verabscheute, seit er welches besaß, und es nie würde brauchen können. Es war vielleicht Schadenfreude darüber, daß es ihm gelang, den anderen Menschen, die das Geld liebten, eine wachsende Summe zu entziehen und diese, gewissermaßen, gefangenzusetzen. Er begann, den Haushalt der Schwiegereltern zu kontrollieren und Einschränkung zu fordern, wo er gar kein Recht dazu hatte.

Wer weiß, wie weit er die Originalität in seinem Leben noch hätte treiben wollen, wenn es ein origineller Tod nicht abgekürzt hätte. Herr Komjanky, der Meister der Graphik, wurde auf einer Landstraße von einem Auto überfahren; er war zu Fuß unterwegs, um wieder einmal nach der Natur zu zeichnen. In dem Auto, das ihn totfuhr, saß seine Gattin. Einer ihrer Verehrer steuerte den Wagen. Sie luden die Leiche des abgerissen gekleideten Gatten auf und transportierten sie nach der Villa Stötteritz.

Der fahrlässige Verehrer kam ins Gefängnis. Die Nachlaßwerke des Toten kamen in Museen. Sein Vermögen kam in geeignete Hände.

Veröffentlichungen *Der Hungerkünstler*

ED Jugend, Jg. 33, Nr. 39, 22.9.1928, S. 618-620 (Druckvorlage)

ND GG I.